

Der Reidemeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.

Nr. 182

11. Mai 2010

Förderpreis für westfälische Landeskunde an Hans Ludwig Knau

Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) ver- gibt jährlich den Förderpreis für westfälische Landeskunde an Personen, die nicht an einer Universität tätig sind und in ihrer Freizeit Landesforschung betreiben oder die ehrenamtliche Forschung besonders fördern. Der Preis soll diejenigen unterstützen, die meist ohne den ideellen und finanziellen Rückhalt einer großen Universität wesentliche Arbeitsergebnisse erbringen. Im Jahr 2009 erkannte der Kulturausschuss des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL) auf Vorschlag des Rates für westfälische Landeskunde den Förderpreis Herrn Hans Ludwig Knau, Kierspe, für seine Verdienste um die Grundlagenforschung zur frühen Eisengewinnung und -verarbeitung im Märkischen Sauerland zu. Nachdem der Förderpreis zwei Jahre zuvor an Herrn Dr. Dietmar Simon in Lüdenscheid verliehen wurde (siehe Reidemeister Nr. 172 vom 8. November 2007), konnte damit zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit ein Mann des Lüdenscheider Sauerlandes für seinen ehrenamtlichen Einsatz in der Heimatgeschichte und Heimatpflege geehrt werden. Der Förderpreis wurde zum erstenmal im Jahr 1983 verliehen, damals an den Lüdenscheider Dr. Manfred Sönnecken (1928 – 2003) für seine Verdienste um die Erforschung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eisenerhüttung im bergisch-märkischen Raum. Sönnecken war den Leserinnen und Lesern bekannt als einer der eifrigsten Autoren des „Reidemeister“ bis zum Jahr 1998. An ihn sei hier auch deshalb erinnert, weil der neue Preisträger Hans Ludwig Knau eng mit Manfred Sönnecken zusammengearbeitet hat und dessen wissenschaftlichen Nachlass verwaltet.

Hans Ludwig Knau wurde 1943 in Altena geboren. Er studierte Geschichte und Latein an der Universität Marburg. Seit 1973 wohnt er in Kierspe und unterrichtete dort bis 2005 Latein und Geschichte an der Gesamtschule. Zwischen 1976 und 2001 engagierte er sich als Ortsheimatpfleger der Stadt Kierspe, von 1990 bis 2007 übte er dieses Ehrenamt auch in der Stadt Meinerzhagen aus. Auf seine Initiative hin gründete sich 1981 der Kiersper Heimatverein. Knau leitet den Arbeitskreis „Bodendenkmalpflege“ im Heimatbund Märkischer Kreis und wirkt als Beauftragter der Stadt Lüdenscheid für Bodendenkmäler.

In einer Feierstunde am 5. Mai 2009 im dem Anlass entsprechenden Ambiente des geschichtsträchtigen

Hauses Rhade verlieh die LWL-Kulturdezernentin, Landesrätin Dr. Barbara Rüschoff-Thale, den mit 3.100 EUR dotierten Preis an Hans Ludwig Knau. Zur Verleihung waren Angehörige, Freunde, Vertreter des öf-



Abb. 1: Landesrätin Dr. Barbara Rüschoff-Thale, LWL-Kulturdezernentin, überreicht Hans Ludwig Knau die Urkunde über den Förderpreis für westfälische Landeskunde.

Foto: Chris Riederer, Meinerzhagen

fentlichen Lebens und Weggefährten des Förderpreis-trägers aus den örtlichen Heimatvereinen und dem Heimatbund Märkischer Kreis in das Haus Rhade gekommen. In der von Herrn LWL-Direktor Dr. Wolfgang Kirsch unterzeichneten Verleihungskurkunde heißt es: „Hans Ludwig Knau erhält den Förderpreis für westfälische Landeskunde für seinen unermüdlichen Einsatz in der Heimatpflege, für den Denkmalschutz und vor allem für seine Grundlagenforschung zur frühen Eisengewinnung und -verarbeitung im Märkischen Sauerland. In unzähligen Vorträgen zu verschiedenen Aspekten der Regionalgeschichte, in Führungen und thematischen Wanderungen zu ausgewählten Bau- und Bodendenkmälern macht er seit Jahren sein fundiertes Spezialwissen mit großer positiver Resonanz der Öffentlichkeit zugänglich. Auch in der Wegeforschung hat er in den letzten Jahren hervorragende Ergebnisse mit hoher wissenschaftlicher Qualität erzielt. Darüber hinaus hat Hans Ludwig Knau sich in vielfältiger Weise

um die Erforschung der Eisenherstellung und -verarbeitung im Märkischen Sauerland und im Bergischen Land verdient gemacht. Seine zahlreichen Publikationen auf hohem wissenschaftlichen Niveau haben ihm auch international den Ruf eines hervorragenden Spezialisten auf diesem Gebiet eingebracht.“

Landrat Aloys Steppuhn betonte in seinem Grußwort, der Preis an den Kiersper sei auch eine Anerkennung der insgesamt sehr guten Heimatforschung im Märkischen Kreis. Er führte unter anderem aus: „Hans Ludwig Knau hat sich über Jahre und Jahrzehnte hinweg mit vorbildlichem Engagement um die Heimatpflege und -forschung in unserem Kreis und weit darüber hinaus verdient gemacht. Er hat wesentlich dazu beigetragen, dass wir heute einen tiefen Einblick in die geschichtliche, technische und kulturelle Entwicklung der Märkischen Region haben. Sie sind ein wirklich würdiger Träger dieses Preises! - Auch die Geschichte unserer Heimat hat eine eigene Charakteristik, die sich herausgebildet hat, weil sie in einer bestimmten Weise verlaufen ist. Archäologische Fundstellen sprechen zu uns, wenn wir uns auf sie einlassen. Folgen wir ihren Spuren, können wir unsere Entwicklungsgeschichte nachvollziehen lernen. Solche Funde legen Zeugnis ab vom kulturellen Reichtum einer Region; sie veranschaulichen, wie sich Zeiten geändert und Dinge entwickelt haben. An ihnen wird Geschichte greifbar. Nur wenn wir etwas über unsere Vergangenheit wissen, können wir die Gegenwart verstehen und die Zukunft bewältigen. Auch wenn wir früher Geschehenes verdrängen und vergessen wollen: Die Vergangenheit ragt in die Gegenwart hinein und prägt sie entscheidend mit.“

Wir freuen uns über die hohe Auszeichnung und die Anerkennung der wissenschaftlichen Tätigkeit und des ehrenamtlichen Einsatzes von Hans Ludwig Knau und unterstreichen unsererseits mit dieser Veröffentlichung die Bedeutung und die Wichtigkeit seines Engagements. Zugleich lassen wir damit eine breite Leserschaft an den Vorträgen aus Anlass der Verleihung des Förderpreises am 5. Mai 2009 im Haus Rhade teilnehmen. Nachstehend veröffentlichen wir die Begrüßungsrede von Frau Landesrätin Dr. Barbara Rüschoff-Thale, die Würdigung von Prof. Dr. Dr. h. c. Torsten Capelle, dem Vorsitzenden der Altertumskommission für Westfalen, und den aus Anlass der Verleihung gehaltenen Vortrag von Hans Ludwig Knau: „Der Floßofen von Haus Rhade. Ein Beitrag zur Geschichte der Eisenerzeugung und -verarbeitung im Märkischen Sauerland“.

Hartmut Waldminghaus
Schriftleiter

Begrüßung und Verleihung des Förderpreises

Barbara Rüschoff-Thale

Sehr geehrter Herr Landrat Steppuhn, sehr geehrte Damen und Herren,

„Geschichte macht aus Zeit Sinn“

Dieses leicht abgewandelte Zitat des international bekannten Geschichtstheoretikers Prof. Dr. Jörn Rösen fasst in wenigen Worten das Ideal der Geschichtsforschung zusammen. Nur wer die Vergangenheit kennt, kann die Gegenwart begreifen und sich in ihr orientieren. Deshalb habe ich Archäologie studiert und deshalb liegt eine wesentliche Aufgabe von Kulturarbeit in der Vermittlung von Geschichte und geschichtlichen Werten, um so das Bewusstsein für Zusammenhänge und Entwicklungen in heutigen und zukünftigen Zeiten zu schärfen.

Um jemanden zu ehren, der dieses Prinzip seit langem lebt, sind wir heute hier.

Ich möchte deshalb Sie, sehr geehrter Herr Knau, und Ihre Frau ganz herzlich begrüßen. Uns führt ein schöner Anlass nach Kierspe in dieses historische Ambiente von Haus Rhade, nämlich die schon längst fällige Würdigung Ihrer jahrzehntelangen Verdienste um die Archäologie und Geschichte des Sauerlandes und des Bergischen Landes. Dies gibt mir auch Gelegenheit, dem Hausherrn zu danken. Sehr geehrter Herr Loges, ich freue mich, dass wir diesen Festakt heut bei Ihnen begehen können und bedanke mich noch einmal sehr herzlich dafür.

Den Preis für Westfälische Landesforschung gibt es seit 26 Jahren. Er wird vom LWL jährlich an Personen verliehen, die sich um die landeskundliche Forschung verdient machen, ohne an einer Universität oder sonstigen fachlichen Institution beschäftigt zu sein. Der Preis ist mit 3.100,- € dotiert, einer Summe, die natürlich nur symbolisch das aufwiegen kann, was die Preisträger durch ihren freiwilligen Einsatz an Zeit, Energie und auch Kosten zum Wohle der Forschung investiert haben.

Dass der LWL einen solchen Preis ausschreibt, ist folgerichtige Konsequenz seines Kulturverständnisses. Der LWL begreift Kultur als Klammer, die uns im positiven Sinne zusammenhält. Kultur ist identitätsstiftend und betrifft uns unmittelbar. In ihrer Gesamtheit lässt sie uns räumliche Zusammenhänge und geschichtliche Abläufe begreifen, in ihren regionalen Ausprägungen spiegelt sie die jeweiligen Besonderheiten und Highlights wider.

Unterschiedliche Ausprägungen von Kultur verteilen sich in Westfalen-Lippe auf 21.427 Quadratkilometern mit 18 Kreisen und neun kreisfreien Städten. Der LWL versucht dem gerecht zu werden, unter anderem durch seine 17 LWL-Museen, die Wissenswertes und Spannendes aus den Bereichen Kunst, Industriekultur, Volkskunde, Geschichte und Archäologie vermitteln. Den Schulen und außerschulischen Einrichtungen sowie den regionalen Museen stehen das LWL-Medienzentrum für Westfalen und das LWL-Museumsamt zur Seite. Dies sind nun zwei von insgesamt sechs Kulturdiensten des LWL. Gemeinsam mit den Geschichts- und Heimatverbänden vor Ort existiert so ein flächen-

deckendes kulturelles Netzwerk in Westfalen-Lippe.

Die wissenschaftliche Forschung zur Landeskunde, grundlegende Basis und Qualitätsgarant für all unsere Aktivitäten in der Kultur, wird beim LWL durch die sechs wissenschaftlichen Kommissionen und das LWL-Institut für Regionalgeschichte getragen. Hier wird



Abb. 2: Hans Ludwig Knau während der Verleihung des Förderpreises im Haus Rhade.

Foto: Chris Riederer, Meinerzhagen

in den Bereichen Geographie, Volkskunde, Literatur, Mundart- und Namenforschung, Geschichte und Archäologie Forschung angeregt und betrieben, die Ergebnisse publiziert und vorhandenes Wissen archiviert. Die Mitglieder der Kommissionen werden gewählt; sie setzen sich aus Personen zusammen, die aktiv kulturelle Forschung in Westfalen-Lippe betreiben. Für Sie, Herr Knau, ist seit 1992 die Altertumskommission für Westfalen ein solches wissenschaftliches Forum.

Der LWL ermöglicht durch die Unterhaltung von Geschäftsstellen mit wissenschaftlichem Personal und Sachmitteleinsatz die nötige „Infrastruktur“ für die Forschung: so können wissenschaftliche Tagungen durchgeführt, Forschungsprojekte umgesetzt und Fachliteratur gedruckt werden. Um diese „westfälische Akademie der Wissenschaft“ – wie man die Kommissionen fast schon nennen könnte – beneiden uns viele.

Die Forschung geschieht aber nicht nur hinter verschlossenen Bürotüren, sondern wird auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, erinnert sei exemplarisch an den vielseitigen Kulturatlas der Geographischen Kommission, das umfangreiche Online-Lexikon westfälischer Autorinnen und Autoren der Literaturkommission oder das interessante Familiennamenportal der Kommission für Mundart- und Namenforschung. Bestes Beispiel sind zur Zeit die Wege der Jakobspilger in

Westfalen, die von der Altertumskommission nicht nur erforscht, sondern durch Ausschilderung und Wanderführer tatsächlich begehbar werden.

Wegeforschung ist eines der Schwerpunktthemen der Altertumskommission, speziell auch von Hans Ludwig Knau: Er ist Mitglied in einer Projektgruppe, die die

Heidenstraße im Sauerland erforscht und durch Publikationen bekannt gemacht hat. Auch die Heidenstraße war in früheren Zeiten ein Fernweg, der nicht nur von Handelsreisenden, sondern auch von Pilgern genutzt wurde. In enger Kooperation mit der Altertumskommission und mit finanzieller Unterstützung der LWL-Kulturabteilung wird auch diese Trasse nun zwischen Schmalleberg und Marienheide als Jakobspilgerweg ausgeschildert.

Doch nun zum Preis: Träger des ersten Förderpreises für Westfälische Landeskunde im Jahr 1983 war Dr. Manfred Sönneken, mit dem Sie, Herr Knau, im Bereich der Forschungen zur frühen Eisengewinnung und –verarbeitung aufs Engste zusammengearbeitet haben. Schon damals wusste man die historisch-archäologische Forschung im südlichen Westfalen zu würdigen! Dass heute mit Hans Ludwig Knau ein wissenschaftlicher Weggefährte von Dr. Sönneken geehrt wird, freut mich umso mehr, weil Herr Knau nicht nur dessen Lebenswerk begleitet hat und nun seinen wissenschaftlichen Nachlass verwaltet, sondern darüber hinaus ein beeindruckendes eigenes Profil heimatkundlicher Forschung entwickelt hat.

Auch als Archäologin freue ich mich ganz besonders, weil Ihre Forschung insbesondere zum Thema Rennfeuertöpfen für diese Region und darüber hinaus herausragend sind. Zu den Inhalten Ihrer Forschungstätigkeit wird Prof. Capelle, der Vorsitzende der Altertumskommission, gleich Näheres berichten. Vorab nur schon mal so viel: Herr Knau ist gewissermaßen unsere inoffizielle „Sauerländer Ergänzungsaussenstelle“ in Sachen Geschichte und Archäologie. Ortsheimatpfleger in Meinerzhagen und Kierspe, Beauftragter für den Bereich Bodendenkmalschutz in Lüdenscheid, Initiator und Förderer zahlreicher musealer Aktivitäten, Referent für geschichtliche Themen der Region in einer unglaublichen Vielfalt. Die Liste ist lang und liest sich beeindruckend. Der verstaubten Vitrinenromantik früherer Museen und dem trockenen Frontalunterricht im einstigen Geschichtsunterricht tritt Herr Knau mit spannenden Aktionen und Vorträgen entgegen und begeistert dadurch zahlreiche Menschen für die Archäologie und Geschichte hier in der Region.

Ihre ehrenamtlichen Forschungen und Aktivitäten über Jahrzehnte haben bleibenden Eindruck hinterlassen, so dass Sie für den Förderpreis für westfälische Landesforschung vorgeschlagen wurden, was am 4. Februar von den Mitgliedern des Kulturausschusses einstimmig befürwortet wurde. Ich bedanke mich im Namen des LWL und als Archäologin und ehemalige Museumsleiterin ganz herzlich für Ihre hervorragende Arbeit und hoffe, dass wir noch lange davon profitieren dürfen. Deshalb freue ich mich sehr, Ihnen nun die Urkunde und den Preis überreichen zu können.

Laudatio auf einen geländegängigen Archäologen

Torsten Capelle

Lieber Herr Knau, meine sehr verehrten Damen, meine Herren,

Nach den positiven Dingen, die die Landesrätin eben schon über Herrn Knau gesagt hat, ist das Feld dessen, was ich noch bearbeiten kann, eigentlich schon recht stark eingeschränkt, aber dann hat der Landrat mir gesagt, was ich jetzt noch sagen könnte - und das erschwert es vielleicht auch noch ein bisschen - ich werde aber versuchen, mich aus der Affäre so zu ziehen, dass Sie, Herr Knau, zwar nichts Neues über sich erfahren werden, aber die anderen vielleicht.

Herr Knau lehrte bis zu seiner Pensionierung, zuletzt als Studiendirektor, Geschichte und Latein. Das besagt natürlich, dass er an Altem und an sehr Altem schon immer interessiert gewesen ist, aber nicht unbedingt als geländegängiger Archäologe. Dazu ist er wohl erst motiviert worden durch seinen Mentor, den vorhin schon genannten ersten Preisträger dieses Förderpreises Manfred Sönnecken, der damals ebenfalls schon Mitglied der Altertumskommission für Westfalen war. Und ich glaube, er ist es, der Sie so richtig auf die archäologische Spur gebracht hat.

Die Altertumskommission selbst ist schon sehr früh auf Herrn Knau aufmerksam geworden und hat ihn bereits im Jahre 1992 - die Landesrätin sagte es bereits - zum ordentlichen Mitglied dieser akademieähnlichen Einrichtung gewählt und seitdem ist Herr Knau mit ständiger Präsenz bei uns freigiebig mit seinem reichen Wissen und mit seinem Rat und auch immer wieder bereit, Verantwortung zu übernehmen.

Bei der enormen historischen Interessenbreite von Herrn Knau, der geradezu in einzigartiger Weise seine Freizeit nutzt, um weitgefächerte Landesforschung zu betreiben, war es der Altertumskommission für Westfalen, die in diesem Jahr das Vorschlagsrecht hatte, geradezu ein Vergnügen, ihn zu benennen für den Förderpreis für westfälische Landesforschung 2009. Und, Herr Landrat, Sie haben das formuliert, er ist fürwahr ein würdiger Preisträger. Das wurde von den Vorsitzenden der anderen landeskundlichen Kommissionen des LWL, der Vorsitzende der Historischen Kommission, Herr Reininghaus, ist heute unter uns, und zwar besonders von der historischen, der geografischen und der volkskundlichen, bei der überaus gründlichen Nominierungsberatung, die in Anwesenheit der Landesrätin stattfand, mit jeweils eigenen Argumenten einhellig bestätigt.

Herr Knau ist tätig gewesen unter anderem - eines seiner vielen Felder oder eine seiner vielen Facetten - als Heimatpfleger. Offensichtlich ist er überaus tief verwurzelt im südlichen Westfalen, das heißt, er ist mit einer besonders starken Bindung an seine Heimat ausgestattet. So geht die Gründung des Kiersper Heimatvereins im Jahre 1981 auf seine Initiative zurück, so hat er ehrenamtlich das Stadtarchiv in Kierspe betreut, so war er 1976 - 2001 Heimatpfleger in Kierspe und lange zeitlich überlappend, also beides parallel miteinander ausführend, in den Jahren 1990 - 2007 Heimatpfleger in Meinerzhagen. Das heißt, Herr Knau, Sie scheinen aus dieser Region überhaupt nicht wegzudenken zu sein. Das geht aber immer noch weiter. Denn erst vor zwei Monaten wurde Herr Knau zum Beauftragten für den Bodendenkmalschutz der Stadt Lüdenscheid berufen und zwar für fünf Jahre.

Es nimmt also überhaupt kein Ende für ihn. Neben der Heimatpflege hat Herr Knau auch eine andere

starke Komponente, nämlich diejenige der Denkmalpflege. Durch seinen persönlichen Einsatz als ehrenamtlicher Denkmalpfleger sind als notgedrungene Folge des Denkmalschutzgesetzes bei der damals sehr umstrittenen Schnellinventarisierung zahlreiche Baudenkmäler unter Schutz gestellt worden und damit als historische Zeugnisse für die Nachwelt erhalten geblieben. Schützen lassen hat er aber auch viele der von ihm entdeckten Arbeitsplätze der frühen Eisenwerker im südlichen Westfalen. Und dass diese frühen von ihm entdeckten Plätze unter Schutz gestellt werden konnten, unterstreicht die Bedeutung seiner Entdeckungen.

Aber er hat auch ein starkes museales Interesse, das



Abb. 3: Prof. Dr. Dr. h. c. Torsten Capelle, Vorsitzender der Altertumskommission für Westfalen, würdigt den Förderpreisträger.

Foto: Johannes Becker, Meinerzhagener Zeitung

er offensichtlich mit großer Breite und Intensität verfolgt hat. So wird ihm die Aufbereitung des Schleiper Hammers verdankt. Er hat sich eingesetzt für die Instandsetzung des Wasserturms Krummenerl, der Kornmühle Bubenzer und der Knochenmühle Meinerzhagen, und zwar in der erfolgreichen Absicht, historische Baudenkmäler für jedermann begehbar und damit Geschichte öffentlich sichtbar und erfahrbar zu machen.

Sein Engagement als ehemaliger Lehrer prägt ihn natürlich auch heute noch unverkennbar. Nämlich als geradezu begnadeten Vermittler historischen Sehens in Form von inzwischen unzählbaren Vorträgen mit einer breiten historischen Themenpalette. Und nicht nur durch Vorträge, sondern vor allem auch durch die vielen von ihm geführten Wanderungen zu Bau- und Bodendenkmälern, wobei er mit großer Resonanz die Öffentlichkeit an seinem Wissen teilhaben lässt. Eine Kostprobe davon steht uns ja gleich noch ins Haus.

Offensichtlich ist nach allem, was ich so beurteilen kann - und ich kenne Herrn Knau nun auch schon einige Zeit - offensichtlich ist Herr Knau kein forschender Einzelgänger, sondern er sucht die Zusammenarbeit. So ist er nicht nur seit 17 Jahren ein sehr aktives Mitglied in der Altertumskommission für Westfalen, sondern auch Mitglied des Arbeits- und Geschichtsausschusses des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute und des internationalen Komitees zur Erforschung früher Eisengewinnung und -verarbeitung mit Sitz in Prag. Er ist Leiter des Arbeitskreises Bodendenkmal-

pflege beim Heimatbund Märkischer Kreis und auch Mitglied im Beirat und Vorstand der Gesellschaft der Freunde der Burg Altena, seinem Geburtsort. Altena ist ein Stichwort, mit dem auch die Altertumskommission zu tun hat, denn wir haben punktgenau zu dem heutigen Abend den ersten Führer zu dieser Burg herausgebracht.

Herr Knau ist auch ein ausgesprochener Forscher, das hat die Landesrätin schon betont, sein längster und wichtigster Forschungsschwerpunkt wurde von seinem heute nun schon zweimal, aber gern noch einmal zu nennenden Mentor Manfred Sönnecken angeregt. Dieser Forschungsschwerpunkt befasst sich mit der frühen Eisengewinnung und -verarbeitung im weiten westfälischen Bergland. Durch viele, sehr systematische Geländebegehungen konnte Herr Knau dabei zahlreiche Eisenschürf- und -schmelzstellen entdecken und in Kartierungen erfassen und solchermaßen regelrecht - und das ist ein Wort, das ich fett gedruckt sagen möchte - **regelrecht** Grundlagenforschung betreiben.

Ein sehr aktueller Forschungsschwerpunkt von Herrn Knau ist die Erschließung von Altwegen, und zwar in einer Form, wie sie gar nicht so üblich ist, nämlich in einem interdisziplinären Verfahren, also mehrere Fächer umfassend, übergreifend und miteinander verarbeitend. Als Garant für die wissenschaftliche Qualität ist er maßgeblich beteiligt an der Erforschung des Verlaufs der alten Heidenstraße durch das Sauerland, die demnächst auch in unserem Sinne ausgezeichnet werden soll. Seine dabei gewonnenen Erfahrungen kommen unserem eigenen großen Projekt „Wege der Jakobspilger in Westfalen“ fortlaufend zu Gute.

Sein umfangreiches gesammeltes Wissen, aber nicht nur das gesammelte Wissen, sondern vor allem auch seine eigenen gewonnenen Erkenntnisse - und das ist ja eine ganz andere Ebene - beide haben einen beachtlichen Niederschlag in Publikationen gefunden, natürlich mit besonderem Schwerpunkt zu Themen der Eisengewinnung, und zwar auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau, aber dennoch überaus verständlich und klar geschrieben. Diese Publikationen haben ihm international den Ruf eines hervorragenden Spezialisten unter den europäischen Eisenforschern eingebracht. Die jüngste, mir bekannt gewordene Publikation aus Ihrer Feder trägt den Titel „Die historische Eisenverhüttung im Hönnegebiet“ und erschien im Jahre 2008. Es sollte mich nicht wundern, wenn Weiteres schon erschienen ist oder zumindest sich im Druck befindet.

Herr Knau scheint sich am Schreibtisch ebenso wohl zu fühlen wie als Redner am Pult und als Geländeforscher im Freien. Dabei hat er stets eine Teamfähigkeit bewiesen, von der Heimatkunde, Denkmalschutz und historisch-archäologische Forschung stark profitiert haben. Leider muss man Menschen wie ihn mit der Lupe suchen. Wir könnten mehr davon gebrauchen.

Liebe Frau Knau, soweit ich das habe mitbekommen können, teilen Sie das Interesse an seinen Wirkungsfeldern und ohne ein solches wäre ihm der Erfolg sicher nicht beschieden gewesen. Behandeln Sie ihn bitte pfleglich, denn wir brauchen ihn noch lange, weil wir mit seiner Benennung eine gute Wahl auch für uns getroffen haben. Dankeschön.

Umschrift des Ton-Mitschnitts durch Chris Riederer, autorisiert durch Prof. Dr. Dr. Capelle.

Der Floßofen von Haus Rhade

Ein Beitrag zur Geschichte der Eisenerzeugung und -verarbeitung im Märkischen Sauerland

Hans Ludwig Knau

Floßöfen nennt man solche Öfen, in denen Eisen mit Holzkohle geschmolzen wird. Beim Schmelzvorgang werden sowohl das metallische Eisen als auch alle anderen ursprünglich im Erz gebundenen Stoffe, die der Hüttenmann „Gangart“ nennt, flüssig und in diesem Zustand aus dem Ofen abgelassen. Das flüssige Roheisen wird in offene Sandformen geleitet, wo es erstarrt. Da es hoch kohlenstoffhaltig ist, ist es nicht schmiedbar, in vielen Fällen aber als Guss-eisen verwendbar. Um aus Roheisen Schmiedeeisen oder Stahl herzustellen, muss man es ein zweites Mal schmelzen und mit Sauerstoff den Kohlenstoff bis zu einem bestimmten Grade verbrennen, um schmiedbares Eisen oder Stahl zu gewinnen.

Bis in das späte Mittelalter hinein kannten die Menschen nur den Rennofen oder Rennherd. Dabei handelt es sich um einen Schmelzofen, aus dem das Eisen in teigigem Zustand gewonnen wurde. Die Gangart jedoch wurde flüssig und so aus dem Ofen abgestochen. Das noch mit viel Schlacke versetzte, teigige Eisen war direkt schmiedbar. Beide Prozesse, der Schmelz- und der anschließende Schmiedeprozess benötigten ein enormes Erfahrungswissen und -können. Wärmetechnisch gesehen hat sich der Floßofen aus dem Rennofen durch die Erhöhung des Ofenschachtes entwickelt. Die Wärmeübertragung war allerdings nicht mehr nur mit hand- oder fußgetriebenen Gebläsen zu bewältigen, sie musste mit wassergetriebenen Gebläsen erfolgen. Aus diesem Grunde verlegte man die Hütten von den Höhen in die Täler.

Mit der Höhe der Öfen wuchs die Kapazität, aber auch die Schwierigkeit, den Schmelzvorgang zu steuern. Lange Zeit hat man angenommen, dass die Entwicklung der Verhüttungsöfen vom Rennofen über den Stückofen zum Hochofen gelaufen sei. Der Stückofen ist im Prinzip ein im Ofenschacht vergrößerter Rennofen. Er wurde mit wassergetriebenem Gebläse betrieben. Die Eisenluppe bildete sich, wie beim Rennofen auch, im teigigen Zustand. Zur weiteren Verarbeitung

musste sie aus dem Ofen gezängt und vom Schmied verformt werden. Der weitere Schritt zum Hochofen, in dem flüssiges Roheisen erzeugt und aus dem das Roheisen zusammen mit der Schlacke abgelassen wurde, habe sich dadurch ergeben, dass man beim

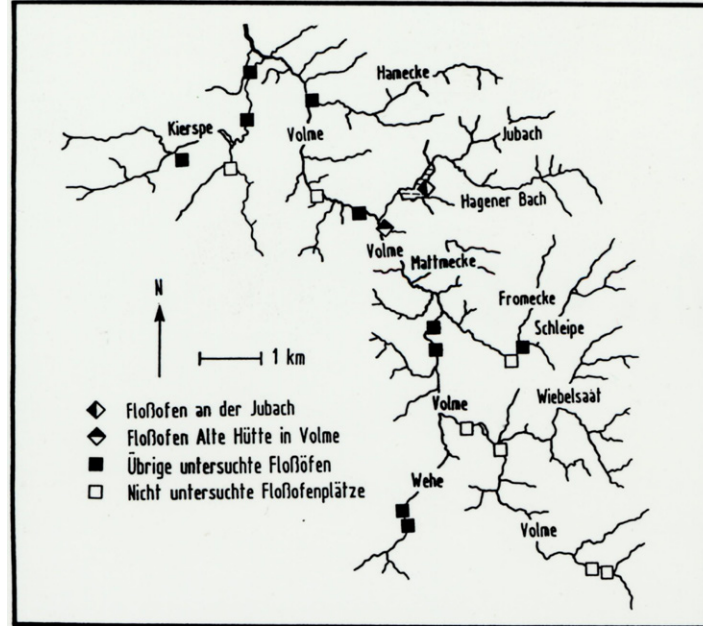


Abb. 4: Die Lage von Floßöfen im Einzugsbereich der oberen Volme. Zeichnung der Karte: Dietrich Horstmann, Erkrath

Schmelzprozess gewissermaßen als ein unerwünschtes Produkt Roheisen gewonnen habe, mit dem man zunächst einmal nichts anfangen können, da es nicht schmiedbar war. Daher die englische Bezeichnung „pig-iron“ in der Bedeutung von „Schweineisen“.

Im Sauer- und Siegerland ist die Entwicklung der Hochofentechnik aber nicht über den Stückofen, sondern über den Floßofen verlaufen. Dieser ist von der Verfahrenstechnik schon als Hochofen zu bezeichnen, war jedoch im späten Mittelalter mit einer Höhe von ca. 3 - 4 m wesentlich kleiner und in seiner Konsis-

tenz noch sehr anfällig. Allein durch die Erhöhung des Ofenschachtes war es möglich geworden, statt des bisher teigigen Eisens, das als Luppe beim Rennofen erst durch die Zerstörung des Ofens freigelegt werden konnte, flüssiges Roheisen aus dem Ofen abzusteichen, ohne diesen zu zerstören. Das bedeutet, dass man die Verfahrenstechnik beherrschte und die Gewinnung von Roheisen gewollt war. Es ist daher anzunehmen, dass man das Roheisen schon vom Rennofen her kannte. Dadurch ergab sich nicht nur nahezu automatisch die Möglichkeit, den Schmelzvorgang kontinuierlich fortzuführen, weil das Produkt, sowohl Schlacke als auch Eisen, flüssig aus dem Ofen abgelassen und die Beschickung kontinuierlich fortgesetzt werden konnte, sondern man hatte schon ein „stahlartiges“ Roheisen gewonnen, das zu qualitativ hochwertigen Produkten verwendbar war.

Das gewonnene Roheisen war jedoch nicht schmiedbar, sondern musste in einem weiteren Schmelzverfahren verflüssigt werden, wobei durch Zugabe von Sauerstoff der Kohlenstoff weitgehend zu entfernen war, um mit oder unter dem Hammer das Eisen oder den Stahl verformen zu können.

Der direkte Übergang von der Rennofen- zur Hochofentechnik war nur dort möglich, wo manganreiches und phosphor- sowie schwefelarmes Erz anstand. Denn Eisenerze mit passendem Mangangehalt ermöglichten und begünstigten geradezu die Roheisenerzeugung und darüber hinaus die Weiterverarbeitung zu Stahl. Daher ist es zu erklären, dass in den Gegenden, in denen keine manganhaltigen Erze zur Verfügung standen, die Entwicklung zum Hochofen über den Stückofen verlief.

Wenn im Rennofen ein hohes Holzkohle-Erz-Verhältnis bestand, im Gas eine hohe Kohlenmonoxid-Konzentration herrschte und Mangan im Erz vorhanden war, konnten auch in diesem Schmelzaggregat Roheisen und Stahl erzeugt werden. Weil die Hüttenleute der damaligen Zeit ohne Kenntnisse der modernen Chemie diese Verfahrenstechniken nutzten und beherrschten, müssen wir ihnen heute ein hohes Maß an Anerkennung zollen – oder umgekehrt – indem moderne Metallografen und Hüttenleute aus der Analyse von Schlacken die Erkenntnis gewonnen haben, dass die alten Hüttenleute solche Verfahrenstechniken beherrschten, müssen wir uns von dem Vorurteil freimachen, die Verfahrenstechnik der Rennverhüttung sei „primitiv“ gewesen.

In unmittelbarer Nähe des Herrnsitzes von Rhade wurde von Manfred Sönnecken 1967 europaweit der erste Floßofen ausgegraben und von Dr. Ing. Bernhard Osann, dem Sohn des berühmten Clausthaler Professors für Eisenhüttenkunde und Gießereiwesen, in wissenschaftlicher Begleitung dieser wichtigen Zusammenhänge von manganreichem Erz und Roheisenverhüttung nachgewiesen. Wenn auch weder von Sönnecken noch von Osann erkannt wurde, dass die Hüttenleute hier vor Ort ihr Roheisen in zweiter Schmelze auch frachten, so ist doch festzustellen, dass bei dieser Grabung erste Erkenntnisse darüber gewonnen wurden, unter welchen Bedingungen sich die Floßofentechnik und damit der moderne Hochofen in der Geschichte des Eisens entwickeln konnten. Haus Rhade wurde dadurch in ganz Europa ein Synonym für „moderne“ Eisentechnologie. Das Miteinander von archäologischer Grabung und chemischer Analyse hatte diese Erkenntnis ermöglicht.



Abb. 5: Floßofenruine von Haus Rhade. Außendurchmesser 3,50 m. Grabung 1967 durch Manfred Sönnecken



Abb. 6: Floßofenruine von Haus Rhade. Massenofen der Wasserhüttenzeit.

Mehr als zehn Jahre später wurden in Mittelschweden – Lapphyttan – die Erkenntnisse von Haus Rhade bestätigt und dadurch erweitert, dass man die vor Ort vorhandenen Frischherde in die Analysen einbeziehen konnte. In Schweden kam man in Folge dieser Grabung zu dem Schluss, dass der gewaltige Anstieg des schwedischen Osemund-Exports seit der Mitte des 13. Jahrhunderts der Tatsache zu verdanken ist, dass die Gewinnung von Roheisen im Floßofen im laufenden Verfahren überhaupt erst diese Entwicklung ermöglicht hat. Aber nicht nur die kontinuierliche Gewinnung von Roheisen, die man sich seit dem 13. Jahrhundert bis in die Neuzeit immer nur in engen Grenzen vorstellen darf, verhalf dem Floßofen und damit dem Hochofen zum Durchbruch als dem technisch geeignetsten Schmelzofen der Neuzeit, sondern seine größere Sparsamkeit bei der Holzkohle, insbesondere aber die Möglichkeit, in ihm auch Erze minderer Qualität zu verhütten. Hier liegt sein eigentlicher Vorzug und seine größere Wirtschaftlichkeit. Die Energiebilanz muss sowieso durch die zweite Schmelzung, das Frischen, wieder in Frage gestellt werden. Der Siegeszug des Floßofens war aber nicht mehr aufzuhalten, als man gelernt hatte, auch die manganarmen Erze durch Mischen mit manganhaltigen in den Prozess einzubeziehen.

Eingebunden in die Diskussion um die Bedeutung der Floßofenverhüttung in Schweden bekam die Diskussion um den Floßofen von Haus Rhade neuen Auftrieb,

Nachdem auch am Standort von Haus Rhade durch Umpflügen der Wiese in den neunziger Jahren die Existenz von Frischherden, die, wie in Lapphyttan, von Menschenkraft bewettert wurden, in unmittelbarer Nähe des Floßofens erkannt wurde, wurde dieser Zusammenhang auch für unsere Region deutlich. Die Herstellung von Osemund ist nur da möglich, wo ein stahlartiges Roheisen zur Verfügung steht, wie es für Haus Rhade nachzuweisen ist. Die Schlackenanalyse der zahlreich vorhandenen weiteren Standorte von Floßöfen an der oberen Volme zeigte, dass die hiesige



Abb. 7 Hüttenplatz in der 1992 abgelassenen Jubachtalsperre. Blick auf die Grabung mit der Floßofenruine. Rechts davon im Hang Reste des Holzkohlenlagers. Vor der Ruine schwarze Spuren der Weiterverarbeitung in Frischherden. Foto: Reiner Potyka, Kierspe



Abb. 8: Aufsicht auf die Ruine des Jubach-Floßofens. Foto: Reiner Potyka, Kierspe

nachdem sich herausgestellt hatte, dass die Floßofenruine in der Jubachtalsperre in ihren Ausmaßen mit der von Lapphyttan übereinstimmt. Wenn die Bedeutung des schwedischen Osemund mit der Technik des Floß- oder Hochofens zusammenhing, dann, so lag es nahe, musste die Erzeugung des märkischen Osemund ähnliche Ursachen haben.

Eisenverhüttung die Grundlage für die Fertigung von Osemund als Halbzeug gebildet hat. Da der Bergbau in diesem Bereich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eingestellt wurde, die Technik des Osemundfrischens aber nach wie vor ihre Existenz bewahren konnte, wurde das zur Herstellung von Osemund benötigte Roheisen aus dem Siegerländer Spateisensteinbezirk und dem Runderother Revier im Oberbergischen bezogen und weiter vor Ort zu Osemund gefrischt. Diese Voraussetzungen, die die Erzeugung von Osemund bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bedingten, wurden erst mit der industriellen Revolution hinfällig, als man gelernt hatte, Roheisen mit Steinkohle billiger und in größeren Mengen herzustellen und zu Qualitätsstählen zu frischen.

Bis ins 17. Jahrhundert bildeten die Täler von Volme, Lister, Ihne, Agger, Wipper und deren Nebenbäche mit ca. 200 Standorten von Floßöfen einen bedeutenden Montanbereich, dessen Qualitätsprodukt Osemund zur Grundlage der Messer- und Drahtherstellung, aber auch vieler Produkte der Stahlverarbeitung wurde.

Die hier vorgetragenen Ergebnisse wurden von Dietrich Horstmann, Manfred Sönnecken und mir 1996 in der Ethnographisch-Archäologischen Zeitschrift veröffentlicht. Dieser Beitrag ist wenig später ins Französische übersetzt und auch in Frankreich publiziert worden.

Meine Damen und Herren, ich hoffe, Ihnen mit diesem Vortrag etwas von dem vermittelt zu haben, was mich so eng mit dieser Region verbindet. Die Freundschaft mit Manfred Sönnecken und Dietrich Horstmann, schließlich Thomas Beier, hat mir eine neue Dimension eröffnet. Die Verleihung des Förderpreises für westfälische Landeskunde ist für mich eine große Ehre. Sie verdanke ich noch vielen anderen, die mit dabei waren, Schülern, Kollegen, Freunden, der Altertumskommission, dem Heimatbund Märkischer Kreis, dem Geschichtsausschuss Deutscher Eisenhüttenleute, der Projektgruppe Heidenstrasse, aber insbesondere auch meiner Familie. Dass mein Wunsch, den Preis an dieser Stelle in Haus Rhade überreicht zu bekommen, in Erfüllung ging, danke ich Herrn Loges von ganzem Herzen.

Karoline Grüber – die Heilerin aus Lüdenscheid

Wilhelm Bleicher

Wickewiwer

Das Märkische Sauerland hat im 19. Jahrhundert – nicht anders als im Münsterland, im Oldenburgischen oder in anderen Regionen Niedersachsens wie der Lüneburger Heide – Heiler, Hexen oder heilkundige Frauen gekannt. Die im Plattdeutschen „Wickewiwer“ genannten Heilerinnen standen wegen ihrer seltenen Gaben bei der Bevölkerung in Städten wie auf dem Lande oft in hohem Ansehen, manchmal war ihr Eindruck, vor allem bei strenggläubigen Christen, auch zwiespältig.¹

Unter den Heilerinnen im Märkischen Sauerland sind die „alte Frau im Schlaa“ (Iserlohn),² die Heilerin von Boßel (Breckerfeld),³ Rustiges Trina aus Oestrich (Iserlohn),⁴ die Wickerin Johanna Holter von der Hesterhardt an der Ennepe (Hagen) oder die bekannte „Kaline“ Grüber aus Lüdenscheid die wichtigsten.

Karoline Grüber in der schriftlichen Überlieferung

Sucht man nach Informationen über das Walten bzw. Wirken der Lüdenscheider Heilerin (1862 - 1940), so scheint der älteste Text im „Buch der Bergstadt Lüdenscheid“⁵ zu stehen. A. D. Rahmede schreibt dort: „Sie wurde 1862 in Lüdenscheid geboren [hier irrt Rahmede] und starb hier 1940. Sie war Naturheilkundige mit besonderem Fingerspitzengefühl für Verrenkungen und Verstauchungen, heilte aber auch mit Erfolg andere Krankheiten. Sie kannte die Grenzen ihres Könnens genau; unzähligen Kranken, besonders auch Minderbemittelten, war sie treue und uneigennützig Beraterin. Mit Humor und Hochachtung sprach man von ihr.“

In den „Lüdenscheider Nachrichten“, die in den 70er und 80er Jahren noch weitere Artikel über Karoline Grüber veröffentlichten, findet sich dann vom 22. April 1961 aus der Feder des weithin bekannten Herscheider Malers und Plattdeutschdichters Heinz Wever ihr einziges bekanntes Porträt – eine Federzeichnung, die sie bei der Behandlung eines Patienten zeigt. Darunter folgt das Gedicht «Lihnsoat».⁶

Lihnsoat

Et giat sou Wunderlüe im Land,
Sou Schööpers un Wickewiewer,
Dei wiattet met Witz un Mäschenverstand
En Root föör de Siälen un Liewer.

Sou maniger Buer hölt mähr doovan
As van diän studäierten Hären,
Denn, dat me Wateln^a) bespriäken kann,
Dat es nit op Schaulen te lähren.

Kaline Grüber was ahneseihn
Wiet üawer dei Lünscher Grenzen.

Wei vüarnähm kam, dei konn wieër teihn.
Sei makere keine Sperenzen.

Se was gradëüt, was koart un groav,
Doach harre Verstand, wat sei sache,
Sou dat et diän Lüen vam Buärnhoav
Ouk luter ne Biätterung brache.

Sei kannte dei ollen Hûsmiddel guët.
Se wusse Geschwüre te wäiken.
Se wusst ower ouk, wat dei Dokters blouss drüet^b)
Un wat blouss dei Apothäiken!

Un därümme leit me se rüheg daun.
Manck Arzt däär Kaline schätzen!
Glouwe däut Wunder! Fählt dat Vertraun,
Blitt dat Bespriäken en Schwätzen!

Päiter kam üawer twäi Stunnen wiet
Met sienen Verdauungsmolesten
Tau Grübers Kaline. Et stund me taur Tiet
Mem Stauhle nit grade taum besten.

Kaline hiät ne op Lihnsoat esatt.
Dei söll me wall helpen te driewen!
Op äinmool gong et bi Päiter sou glatt,
Dat hei iähr taum Danke däär schriewen:

„Leiwe Kaline! Dien Root was klauk!
lak sitte nit länger om Dröigen.
Et es nu, as wann se en sieden Dauk
Mi üt diäm Ächesten töigen!“

a) Warzen b) durften

1977 schreibt der Lehrer und Heimatdichter Fritz Kuhne aus Halver-Carhausen⁷ in seinem Wörterbuch zum Roman aus dem Hälvertal:⁸ „Kaline ... Sie wohnte in Lüdenscheid, war aber weit darüber hinaus bekannt. Wegen ihres besonders feinen Gefühls in den Händen wurde sie bei Verrenkungen, Verstauchungen, Knochenbrüchen auch von Ärzten gelegentlich bemüht. Was sie nicht behandeln oder einrenken konnte, schickte sie zu den Ärzten. Sie war ein Original. Sie «besprach» auch z. B. Warzen.“

Richard Althaus, der Heimatschriftsteller aus Hagen, dessen Wiege im Iserlohner Grünetal stand, schreibt 1977:⁹ „Allgemein nur «Kaline» genannt, zeichnete sie sich durch eine ungewöhnliche Derbheit aus, sprach natürlich nur Platt und sagte zu jedem, der zu ihr kam, «Du». Wie immer in solchen Fällen werden Wunsch und Wirklichkeit derart verwoben, dass man hinterher kaum noch weiß, was ist nun richtig. Die Zahl der Anekdoten und Dönkes von ihr und über sie ist Legion, laufen aber im Kern schließlich darauf hinaus, dass

Kaline ein ans Wunderbare grenzendes Wissen und Können besaß und auch hartnäckige Fälle zur Strecke brachte. Besonders Knochenbrüche, Verrenkungen, Verstauchungen, aber auch innere Leiden wusste sie zu orten und zu behandeln. Das ging in den allermeisten Fällen ohne Medizin ab; vielmehr durch Betasten, Einrenken, Verbände, Tees und gutem Zureden erreichte sie tatsächlich erstaunliche Erfolge...

Ihre Patienten kamen keineswegs nur aus Lüdenscheid und Umgegend. Nein, aus allen umliegenden Städten; ja sogar aus dem Rheinland und Holland kamen die Leute im Vertrauen auf ihre Hilfe. Die sah aber auch schon mal ziemlich merkwürdig aus. Da sie ja keine Sprechzeiten und geregelte Praxis hatte, kam natürlich der eine oder andere Patient schon mal ungelegen, sei es, dass sie im Garten arbeitete, ihrer Tochter im Haushalt half oder aber auch einfach keine Lust hatte oder nicht in der dafür notwendigen inneren Bereitschaft war.¹⁰ Wer weiß das? Jedenfalls wurde der oder die Ärmste ganz unsanft angefaucht und wieder nach Hause geschickt mit einem kurzen und knappen „Kuëm muargen wiër!“. Zeitweilig war ihr Haus in der hinteren Werdohler Straße von Heilungsuchenden förmlich belagert.

Mütter, deren Kinder durch Unachtsamkeit zu Schaden gekommen waren, konnten was erleben; da sparte sie nicht mit Schimpfen, dass sie sich duckten wie die Hühner. Sie machte keinerlei Aufhebens von ihrer Fähigkeit, heilen zu können. Sie tat in der übrigen Zeit ihre Arbeit, erzog ihre Kinder zu rechtschaffenen Menschen, proahlte mit den Nachbarn über alle möglichen Dinge. Viele ihrer Zeitgenossen behaupten, sie habe die Krankheiten mit Zaubersprüchen geheilt. Das glaube ich nicht. Ihr Gemurmel und Gebrabbel während der Behandlung entsprach wohl mehr einer Gewohnheit oder war einfach eine Eigenart von ihr. Leider wurde sie im hohen Alter etwas wirr im Kopfe, so dass sie ihre selbstlose Hilfe den immer noch zahlreichen Patienten verweigern musste. Nie hat sie Lohn oder Honorar gefordert, aber die Geheilten haben es ihr meistens gut gelohnt, dass ihnen geholfen wurde. Kaline wird noch lange in Lünsche weiterleben...

Die Vermutung von Richard Althaus bestätigt der Artikel von Magdalena Stein mit dem Gedicht von Meta Watermann in den LN vom 26./27. März 1983. Es heißt dort: „Kaline Grüber genoss zu ihren Lebzeiten große Verehrung in der Lüdenscheider Bevölkerung. Ohne Heilpraktikerin zu sein, war sie durch Naturverbundenheit und Fingerspitzengefühl vielfach in der Lage, auch bei Ekzemen, Kinderkrankheiten und sogar bei ernsten Leiden zu helfen. Knocheneinrenkungen waren ihre Spezialität... Ihre «Verordnungen», so erinnert sich Apotheker Heinrich Siever, schrieb Kaline Grüber auf abgerissene Stückchen Zeitungspapier.“

- 1 Natürlich war dank der Aufklärung in Europa die Meinung der Menschen nicht vergleichbar mit der archaischen Sicht, die die Landbevölkerung in Tansania (z. B. südlich des Viktoria-Sees im Sukumaland) von Hexern und Hexen hat. Noch im Jahre 2007 werden sie dort um Rat gefragt und bei vermutetem Schadenszauber getötet wie zu Zeit des Hexenwahns in Europa.
- 2 Vgl. W. Bleicher: Eine alte Frau aus dem Grüne-Tal, in: Hohenlimburger Heimatblätter, Jg.56, 1995, S. 313 - 322
- 3 Ein Artikel über die „Wunderfrau aus Boßel“, die Wwe. Brinker, erschien im „Breckerfelder Telegraf“ 2008/09, S. 23 - 33, und im Heft 1/2009 der Hohenlimburger Heimatblätter, S. 5 - 13
- 4 Vgl. Lit. von Walter Ewig, Iserlohn, z. B. Rustiges Trina, in: An der Rausche, Letmathe 1963, S. 91 - 95
- 5 Lüdenscheid 1951, Hg. Kulturamt der Stadt Lüdenscheid, S. 210: Kurzartikel von Alfred Diedrich Rahmede unter der Überschrift „Verdienstvolle Lüdenscheider“
- 6 Leinsamen
- 7 Vgl. z. B. den Roman „De soziale Froge“, Halver 1977
- 8 Handwieser Plattdütsch Liäsen, S.27
- 9 R. Althaus: „Erzählungen, Anekdoten, Alte Bilder aus Stadt und Land Lüdenscheid“, Gummersbach 1977, S.33/34. Althaus hatte etliche Jahre in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gewohnt. Die Gärten der Familien grenzten aneinander.
- 10 Natürlich mussten die Leute auch gehen, wenn sie „Große Wäsche“ hatte oder mit der „Hippe zum Bock“ musste, wie Frau Akkermans bestätigte.



Karoline Grüber
1862 - 1940

Heinz Wever

Abb. 1: Die Heilerin Karoline Grüber bei der Arbeit.

Federzeichnung von Heinz Wever in dem Buch „Haim! Hou, Hou, Ho!“ 1967, S. 35

Bei Husten habe Kaline gern abgeführt und Rhizinus und Himbeersaft¹¹ «verschrieben». Wer Frau Grüber in ihrem Haus Werdohler Straße 143 aufsuchte, weiß über ihre heute [1983] noch gültigen gesundheitlichen Ratschläge hinaus auch um ihre deftige plattdeutsche Mundart, mit der das Original nicht hinter'm Berg hielt. „Kuëms nit drân“, drohte sie denen, die mit dem Stuhl den mit Waffeltuchspreiten abgedeckten Betten oder den Gardinen zu nahe kamen. Dennoch war Kaline eine gütige Frau. Sie hatte vor allen Dingen den Blick dafür, wenn der freiwillige Obolus auf dem kleinen weißen Tellerchen nur schwer zu entrichten war. „Koup dinen Blagen wat daoför!“, war vielfach die Aufforderung an Mütter mit Kindern. Kaline kam es auch nicht drauf an, mal „en paar Penninge“ mitzugeben für 'n paar «Goldfischkes» für die Blagen, „wann se schlecht ütsoahn““.

Die ältesten Lüdenscheider haben fast alle ihre Erfahrung mit Frau Grüber und warteten auch [damals] geduldig, wenn sie sich zwischendurch das Kopftuch umband, um nach der «Hippe» zu sehen. Die 85jährige Meta Watermann reichte 1983 den LN¹² ein selbst verfasstes «Gedicht» ein, das wir auch wegen der Plattdeutsch-Dokumentation hier abdrucken.¹³

Bî Kaline Grüber 1929

Wit ümme Lünsche in Stadt un Land
Was Grüber's Kaline siähr bekannt.
Me konn kommen, wann me woll,
Dat Wartezimmer sät lüter voll.

Besunners dä Fraulü' met diän Häu'en
Wiärn fiör Kaline en grotet Greuel;
Sei leit se sitten bis telesst.
Do sagge sei schon mol: „Mî es dat egol,
Wänn du ock ohne Hülpe no Häime giëhs'.

Iëck sät äinmol im Wartezimmer drin,
Do nahm se miëck met daorin.
“Wao hiäs' du et dann vandage sitten?
Du döüs met diär riëchen Backe sou wippen. –

Jao, jao, iëck daut schon feuhlen,
Bî dî sindt dä Nerven am weuhlen.
Du glöüwes ouck, du künn's' bi Wind un Wiär
Ohne Koppdauck diör dä Straoten marscheern.
Dao gähste glikes nao Drogerie Schürmann hiën
Un strikes ganz sachte dä riächte Site vam Kopp.“

Bu gesagt, sau gedaon;
Dei Pine wiörn schier vergaohn.

Dei Dokter harre mi zess Wiëcken Bestraohlung 'egafft.
Diä harren alle nicks 'ebatt.
Mîne Hüsfrau meinere: „Dat kann iëck nitt verstaohn,
Mî piket et äinmaol hië un äinmaol dao,
Iëck möche ouck es gärne met ink daohenne gaohn.

Et düerde ouck blous en paar Dage langk,
Dao säten vi bi Kaline im Wartezimmer op diär Bank.
Kaline harre diän Morgen keine gurre Müsche op.
Sei dräif uns rüt, dat gunk im Galopp.
Vi beide wiörn van Halver dao,
Drüm bläif iëck äirst maol staohn.
„Iëhrt kunnt op diär Straote spazäiern gaohn,
Wiänn 'k met diär Arwet ferrig sin,
Dann raupe iëck ink wiër daorin.“

Et düer'e nit lange, dao säten vi wiër im Zimmer drin.
Teäirst kam mîne Hüsfrau dran;
Iëck haore mî dei Ungerhollung an:
„Jao, Mänsche, dat well iëck di s'ien,
Wänn du nit bolle mähr Fett in't lätten deus',
Dann küömmest du taum lie'en.“
Sei sagge ganz fin un galant:
„Dann briënget se di in kuorter Tid nom Knuocken-
kamp.“

Nu fruogere se miëck: „Wo hiäs du dann vandage dîne

11 Sie schrieb wörtlich: „Himbären-Saft mit Rinzius-Oel“. In der Tat wissen Homöopathen um den Zusammenhang zwischen Darm und Lunge. Wegen der energetischen Meridianverläufe im Körper stehen bestimmte Organe wie Lunge und Dickdarm, Niere und Blase, Magen und Milz/Pankreas z. B. in Verbindung. Erkrankungen des Darms (Pilzbefall oder bakterielle Fehlbesiedlung) führen oft zu chronischem Schnupfen. Daher war Karolines Behandlung völlig in Ordnung, ja, geradezu modern.

12 Lüdenscheider Nachrichten vom 26./27. 3. 1983

13 Orthographisch leicht bearbeitet zur Verdeutlichung

„leë hewwe 't in beide Schullern un Knei'n.“
 „Dann mäk es frî, iëck well 't mî beseihn.“
 „Mänsche, iëck feuhl et; dat sündt Rheuma-Pîne;
 Du hüölst di op düösem Rezept
 Etwas taum inriewen, dann es et schier wäg.“
 Düet Rezept hiät Kalîne jädér Affthäike in Lünsche
 ächterlaoten.
 Du brükest blous te sie'en: „lëck häre giärn fiör
 Mîne Rheuma-Pîne äine Pulle van Grübers Kalîne!“

Gisela Winter bestätigt in ihrem LN-Artikel, dass man noch lange Jahrzehnte nach Karoline Grübers Tod in den Apotheken die Tinktur nach Karolines Rezept gegen Gliederreißen und Rheuma kaufen konnte, was sie selbst auch für ihre Mutter getan hatte, der das Mittel allezeit half. Sie schreibt – etwa in den 70er/80er Jahren -: „Sie konnte «Wunder tun». Sie heilte viele Leute von ihren Kopfschmerzen, indem sie nur die Hände auflegte; sie konnte sogar Warzen durch Handauflegen «wegmachen».

Als mein Mann ein kleiner Junge war, hatte er eine große Warze auf dem Kopf, was ja beim Kämmen störte. Er ging mit seinem Großvater zweimal zu Kaline, ließ sich von ihr «behandeln» und erlebte tatsächlich das Wunder, dass die Warze nach einer Woche verschwunden war. Er hatte gar nicht mehr an sie gedacht und stellte dann beim Kämmen fest, dass es keine Warze mehr gab. Die Mutter sagte, dass nicht mal ein Flecken übrig geblieben war. So hat Kaline vielen Leuten geholfen. Allerdings musste man fest an ihre Wunderkraft glauben.

Mein Vater war damals sehr skeptisch. Er wollte Kaline auf die Probe stellen. So ging er eines Tages zu ihr und schwindelte ihr etwas von starken Kopfschmerzen vor. Die resolute alte Dame durchschaute allerdings diesen Trick und befahl meinem Vater, eines von seinen Haaren unter die Tischdecke zu legen. Sie verließ indessen das Zimmer. Mein Vater zog sich ein Haar aus, legte es brav unter die Decke, nachdem er sich vergewissert hatte, dass Kaline auch nicht durchs Schlüsselloch sehen konnte. Tatsächlich tastete sie mit geschlossenen Augen mit den Fingerspitzen die Tischdecke ab und fand genau die Stelle, unter der das Haar lag. Sie soll auch sonst gesagt haben: „Wer das Feingefühl hat, ein Haar unter der Zeitung zu fühlen, der kann auch das, was ich kann.“

Mein Vater zog beschämt ab. Da aber die Leute im allgemeinen solchen Wunderfähigkeiten¹⁴ skeptisch gegenüberstehen, gab es bald die wildesten Gerüchte in der Stadt: Kaline müsse wohl eine Hexe sein. Und den «Beweis» fand man auch alsbald: es strich nämlich nachts immer eine schwarze Katze ums Haus, das war sicher Kaline... Und eines Nachts warf ein böser Nachbar einen Stein nach diesem Tier: Am anderen Morgen soll Kaline mit einem Pflaster am Kopf herumgelaufen sein... Aber so sind nun mal die Menschen: vieles, was der Verstand nicht fassen kann, wird bezweifelt oder gar in den Schmutz gezogen. Und außerdem ist Undank nun mal der Welt Lohn. Es gab aber viele Leute in unserem Städtchen, die Kaline sehr dankbar waren.“

Zur Biografie von Karoline Grüber

Die bisher zitierten Quellen enthielten zur Biografie ebenfalls wenn auch vereinzelte Andeutungen oder Hinweise, die wir hier zusammenfassen bzw. ergänzen wollen, bevor wir weitere Ergebnisse eigener Nachforschungen über ihre Heilertätigkeit darlegen.¹⁵

Danach ist durch den Nachruf bzw. die Todesanzeige vom 26. August 1940 im „Lüdenscheider General-Anzeiger“ (Nr. 201) gesichert, dass die Witwe des Ju-



Abb. 2: Das Wohnhaus von Julius Grüber, Werdohler Straße 143, um 1918.

Eigentümerin des Fotos: Gisela Tweer

lius Grüber, Karoline, geb. Schmidt, im 79. Lebensjahr am 24. August 1940 in ihrem Hause Werdohler Straße 143 verstarb und am Dienstag, 27. August 1940, nachmittags gegen 15.30 Uhr, in Lüdenscheid begraben wurde. Die Trauerfeier im Hause hielt Pfarrer Walter Köllner. Anschließend bewegte sich der Trauerzug von der Werdohler Straße zum evangelischen Friedhof Wehberg.

Karoline hinterließ drei erwachsene Kinder. Von den Verwandten in Lüdenscheid, Letmathe, Wiesbaden, Biebrich und Hagen werden genannt: Emma Seuster

geb. Grüber, Willy Grüber, Line Grüber geb. Grüber, Emil Seuster, Ria Grüber geb. Schneider, Robert, Ruth und Rolf Grüber sowie Paula Bräucker. Die Todesanzeige stand unter dem Spruch aus dem Buch Hiob 19, 25: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“¹⁶

Dem Nachruf im General-Anzeiger kann der Leser noch einmal entnehmen, dass die schon zu Lebzeiten anekdotische Gestalt der Karoline sehr angesehen war und wegen ihres großen «Fingerspitzengeföhls» wie der Kenntnis von Naturheilmitteln (Naturverbundenheit) hoch geachtet wurde. Wichtig erscheint uns der

¹⁴ Besser: seltenen natürlichen Begabungen

¹⁵ Die eigenen Nachforschungen setzten als Befragung von Zeitzeugen oder Personen, deren Eltern die Heilerin noch gekannt hatten, im Jahre 2004 ein. Am 13. 12. 2007 erschien in den LN (Kultur lokal) ein Artikel von Edda Scharfe mit einem Aufruf an die Lüdenscheider Bürger, sich mit Berichten zu melden, was auch geschah.

¹⁶ Außerdem ließen die Nachfahren den Satz „In ihrem arbeitsreichen Leben hat sie vielen in selbstloser Liebe gedient.“ in die Annonce mit aufnehmen.

einweis, dass sie gewisse Heilkundige sehr wohl die Grenzen ihre Handelns einzuschätzen wusste: „Wo sie glaubte, dass ihre Mittel nicht ausreichen oder wo sie meinte, dass nur ein operativer Eingriff helfen könnte, ließ sie sich nie verleiten, einzugreifen, sondern sagte: «Blah, du maust in't Krankenhüs!»“

Karoline wurde am 25. Januar 1862 in Wehe, Gemeinde Meinerzhagen, als Tochter des Kötters Theodor Schmidt und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Winterhof, geboren. Aus den Unterlagen des Lüdenscheider Stadtarchivs geht hervor, dass die Naturheilkundige ohne reguläre Fachausbildung am 19. Oktober 1883 in Meinerzhagen den Fabrikarbeiter Julius Grüber (* 19. Juli 1859, † 8. Juli 1923) heiratete. Julius Grüber war in Willertshagen geboren und wie Karoline evangelischen Bekenntnisses.

Die Befragung älterer Lüdenscheider Bürger ergab des Weiteren, dass Karoline ihr Häuschen mit Garten an der Werdohler Straße 143 vom Fabrikanten Berg geschenkt bekam, dass im Grüberschen Hause noch die Familie des Holländers Jan Gerbers¹⁷ mit dem ältesten Sohn Werner wohnte, der Karoline zur Patin hatte.¹⁸ Sigrig Claus sen. aus Leifringhausen weiß, dass die Geschwister Ruth und Rudolf Hussmann aus der bekannten Metzgerei an der Werdohler Straße des Öfteren zu Karoline gingen. Sigrig Claus berichtete dem Verfasser am 22. Januar 2008, dass es auch Fälle gab, wo gläubige Christen die Heilmethoden als dunkle Magie bezeichneten:

1. Frau Lina Brunzel, die mit ihrem kranken Sohn Karl bei der Heilerin war, soll gesagt haben: „Iëck was met Karl bi Kaline Grüber. Dat was nit guëtt. Daobi hewwe iëck Schuld op mi laden.“

2. Pastor Woyke soll mit mehreren Besuchern, die bei Kaline waren, gebetet haben, um die «Schuld» abzubitten.¹⁹

3. Frau Behlens Großmutter betete vorher, als sie mit ihrem Enkelkind zur Heilerin ging, dass Gott sie schützen möge. Kaline habe das Kind daraufhin nicht behandeln können.²⁰

4. Karolines eigene Tochter Emma Seuster aus Letmathe habe vom Erbe nichts angenommen.

Abgesehen von den oben genannten negativen Äußerungen zeichnen die meisten Überlieferungen ein positives Bild der Heilerin, die ein Leben lang in der Werdohler Straße wohnte, oft selbstlos half, als Witwe zum Original wurde und als kranke, hilfsbedürftige Frau schließlich im hohen Alter an ihrer Wirkungsstätte verstarb.

Vielleicht sollte man nicht vergessen zu erwähnen, dass der Garten in Karolines Leben eine wichtige Rolle im Blick auf eine partielle Selbstversorgung wie zur Gesundheit spielte. Das Grundstück lag unterhalb des Hauses am Hang, war vielleicht 50 m lang und 10 m breit und mit Kartoffeln, Gemüse und Küchenkräutern (z. B. Petersilie) bestellt. Auch eine Gruppe von Johannis- und Stachelbeersträuchern stand dort. Es gab zudem auch Apfel- und Birnbäume, wie sich Brunhilde Tusch, deren Eltern zwei Häuser weiter in der Nachbarschaft wohnten, am 21. März 2008 erinnern konnte. Nah am Hause lag eine große Wiese. Das ganze Stadtrandgebiet dort war noch nicht weiter bebaut. Vor dem Haus standen Rotdornbäume und gegenüber Kastanien. Frau Tusch erinnert sich auch an den riesi-

gen Küchenofen, der immer «voll mit Pötten» stand. Es war der typische Herd mit Stange in einer großen Wohnküche mit Tisch, Stühlen, Schrank und Sofa. Die eigene weiße Ziege musste auf anderen Grundstücken oder an Wegrainen ausgeführt bzw. angebunden werden. Ihr Stall war im Keller.

Überlieferte Erzählungen und Anekdotisches

Der Verfasser sammelte ab 2006 die einzelnen Erzählungen in Lüdenscheid, um sich durch Zeitzeugen bzw. deren Kinder ein eigenes Bild über die Heilerin zu verschaffen. So fand er im Einzelnen die bisher zitierten Überlieferungen durchaus bestätigt, konnte aber auch manches Neue hinzufügen.

Noch am 20. Juli 2009 machte mir der ehemalige Technische Direktor der Stadtwerke Lüdenscheid, Ernst-Otto Brucke, einen Bericht von Elisabeth Hahn, Werkshagen 3, Meinerzhagen, zugänglich (LN vom 9. Mai 1994), der Folgendes überliefert hat:

„Vor einigen Tagen begegnete mir wieder der Name Karoline Grüber in den Lüdenscheider Nachrichten. Da fiel mir eine Begebenheit ein, die mein Vater einst mit ihr erlebt hat: Mein Vater, Gustav Seuthe vom Baberg, hatte sich als junger Mann den Fuß verstaucht. Da die Sache nach einigen Tagen nicht wieder in Ordnung kam, begab er sich nach Lüdenscheid zu Kaline Grüber. Weil er nicht gehen konnte und der Weg nach Lüdenscheid weit war (damals fuhr noch kein Auto), fuhr er mit Pferd und Wagen dorthin. Als er vor Kalines Haustür hält, kommt Kaline heraus und fragt: «Bränges du mie Knuokenmiähl?» (Knochenmehl war früher ein Düngemittel) «Nä», mein Vater darauf, «kein Knuokenmiähl, ower en kapotten Schuoken.» Darauf Kaline: «Nä, Junge, dann komm dorin, wat sas du Piene hen.» Kurz darauf kommt ein junges Fräulein herein und klagt ihr Leid. Kaline hört zu und sagt dann: «Dä jungen Fraulü sind ja so quaterig. Dei do, dei hiät Piene und siet nix.» Den Fuß hat sie wieder eingerenkt.

Etwas ungnädiger ging es einst meiner Tante. Sie saß mit ihrem kranken Kind bei Kaline vor einem offenen Fenster. Da sie Angst hatte, das Kind könnte Zug bekommen, steht sie auf und schließt das Fenster. In dem Augenblick kommt Kaline herein und sagt: «För dei Fraulü met diän grouten Ougen häwe ick nit viel överig.» Wahrscheinlich hatte sie sich über das eigenmächtige Handeln meiner Tante geärgert.

Einst hatte eine Schülerin aus meiner Klasse ein Bein gebrochen. Als, nachdem der Gipsverband wieder ab war, das Gehen nicht recht klappen wollte, meinten einige besorgte Tanten, sie solle doch mal zu Kaline Grüber gehen. Nach gründlicher Untersuchung sagt diese: «Dei Schuoken es ganz terächte. Wann die noch äinmol son alt Wief siët, dat wär nit guët, dann siëg: go du un kümmerde diëk ümme diene Koffeebounnen.»“

Lenelore Volkenrath berichtete am 14. Dezember 2007, dass ihre Mutter (* 1894) die Frau gekannt habe. Sie sei ein «eigener Kopf» gewesen, habe Salben verschrieben und Knochen eingerenkt und einen Vater mit einem nicht akut kranken Jungen mit folgenden Worten wieder nach Hause geschickt: „Vandage hewwe eck keine Tied, eck maut in'n Gaoren. Kumm moaren wiër!“

Die 85jährige Meta Watermann berichtete 1983: Ein inzwischen verstorbener Lüdenscheider (Dr. B.) wollte sich von Karoline Grüber die Wirbelsäule behandeln

bzw. einrenken lassen. Da er sich als Arzt – aus welchen Gründen auch immer²¹ – genierte, schlüpfte er in einen alten Bauernkittel, um inkognito als einfacher Mann behandelt zu werden. Die «Grübersche» empfing ihn jedoch mit den Worten: „Bü hiäst du diëck dann änetrocken? Meins'te, iëck kännste di nit?!“

Rektor a. D. Herbert Schulte aus Herscheid, der ehemalige Kreisheimatpfleger, teilte am 29. Dezember 2007 schriftlich mit: „Nach einem unglücklichen Sturz klagte mein Opa über Schmerzen in der Schulter. Weil es nicht besser werden wollte, ging er zu Kaline Grüber. Sie nahm den Fall in Augenschein und soll gesagt haben: «Dao es Eiter inne, dao maste met naom Dokter gaohn!» Er hat dann ihren Rat befolgt und ist im Krankenhaus operiert worden. Ich finde, dieses Verhalten von der Frau Grüber ist bezeichnend dafür, dass sie nicht wild drauf los dokterte.“

Weiter schreibt Herbert Schulte: „Man musste die Frau zu nehmen wissen. Suchte man sie auf und sie war gerade im Garten, so war es angebracht, ihre «Kräome»²² zu bewundern. Bei einem solchen Verhalten bat sie ihre Patienten dann auch ins Haus. Was sie wohl nicht leiden konnte, war, wenn Hilfesuchende mit einer Kutsche vorfuhr. Sie soll dann geäußert haben: «Gaoht no'm Dokter, iët het Geld genau!» - Bezeichnend ist auch die Antwort gegenüber meiner Tante, die sich Sorge um die Gesundheit ihrer Tochter machte: «Du büs 'ne olle Angesthippe; giëff dem Wicht diärwe wat te iärten!»

Jürgen Knörr, der Begründer des Plattdeutschkreises in Schalksmühle, erzählte am 23. Januar 2008: „Mein Vater Ewald Knörr, Jg. 1900, war als kleines Kind unglücklich aus dem Bett gefallen, so dass ein Knochen am Handgelenk herausstand. Der Großvater fuhr mit dem Jungen nach Lüdenscheid. Er kam jedoch an einem Tag, an dem Karoline die Arbeit über den Kopf wuchs, so dass sie alle Hilfesuchenden «aus dem Haus warf». Dem Großvater jedoch rief sie zu: «Du dao met dem Kind, bliff dao!» Dann renkte sie die Knochen wieder ein, besprach die Stelle, deren Form zwar blieb. Aber der Junge war wieder schmerzfrei und konnte die Hand zeitlebens gut bewegen.“

Der Tante von Jürgen Knörr, Caroline Müller aus Dahl, soll sie, als jene 12jährig mit der Mutter die Heilerin wegen der ersten Menstruationsbeschwerden aufsuchte, gesagt haben: „Du mauss 'n Schrubbedack fuchte mäken. Dat wickels' e di ümmen Bük. Dat batt.“ In der Tat waren die Schmerzen danach fort.

August Ludwigsen, der Vater des bekannten Schalksmühler Germanisten und Plattdeutschforschers, war 1906 geboren. Etwa 1912 musste er zu Kaline, da er sich den Daumen verstaucht hatte. Karoline empfahl eine Salzpäckung, die die gewünschte Heilung brachte.²³

Günter Roß, Handweiserstraße 16, Lüdenscheid, * 1928, der als Kind kaum 800 m von Grübers Haus entfernt aufwuchs, weiß sich an manche weitere Begebenheit zu erinnern.²⁴ Eine Bekannte, die über Schmerzen am Schienbein klagte, wurde von Karoline zielgerecht ans Bein getreten. Sie rief der erschrockenen Frau zu: „Bliff sitten!“ Die Schmerzen waren dann weg.

Seit ihrer Geburt hatte die spätere Frau Müller, geb. Straub, der Vater war Schreinermeister und wohnte «nebenan» an der Werdohler Straße, eine Stelle mit

17 In 2. Ehe verheiratet mit Helene Crone, der Großmutter von Sigrig Claus sen.

18 Die Familie zog nach einigen Jahren in die Werdohler Straße 135, in Fays Haus, das ein Kolonialwaren-Geschäft und das Café Fay beherbergte. Hier warteten die Menschen, die zu Karoline wollten, damit sie nicht auf der Straße stehen mussten. In Karolines Haus wohnte auch die Familie Bröer.

19 Pastor Ingfried Woyke, von 1959 bis 1995 Gemeindepfarrer an der Kreuzkirche in Lüdenscheid, konnte sich auf Befragen an solche Fälle nicht erinnern, bestätigte aber, dass er selbstverständlich mit Menschen, die in seelischer Not zu ihm kamen, um innerliche Befreiung gebetet habe.

20 Ungefährer Wortlaut: „Herr, wenn es nicht gut ist, dann lass es nicht zu.“ Kaline soll gesagt haben: „Ich kann nicht heilen.“

21 Die Lüdenscheider Ärzte waren z. T. auf die unerwünschte soziale Konkurrenz nicht gut zu sprechen. Der in Herscheid praktizierende Sanitätsrat Dr. Theodor Hohl soll, wenn Patienten zu ihm kamen, bei denen er vermutete, dass sie zuvor bei Karoline Grüber waren, gesagt haben: „Ich muss annehmen, hier ist wieder Kurpfuscherei betrieben worden. Das verdammte Weib in Lüdenscheid!“ (H. Schulte 29. 12. 2007).

22 In diesem Falle „alles, was da wuchs“

23 Bericht vom 8. 2. 2008

24 Auskünfte vom 22. 1. 2008 und 21. 3. 2008

tschwamm an Rücken. Die Mutter wollte erst nicht mit ihr zur Heilerin gehen, ging dann aber doch. Karoline strich mehrmals mit der Hand über die Stelle, murmelte dabei Unverständliches und schickte die beiden dann nach Haus. Die Stelle verheilte nach etlichen Wochen.

Auch im Warzen-Behandeln war die Heilerin eine Spezialistin. Sie fuhr mit ihrer rechten Hand darüber hin, murmelte Unverständliches dabei bzw. besprach das Übel und der Patient war geheilt.

Die Mutter von Günter Roß erzählte, dass Kaline einem Mann, der lange ein gewisses Leiden am Hinterbein gehabt habe, zugerufen habe: „Sett di met `m blecken Äs op`m Bo`m, bao `t kaolt es. Dat sall sick wuoll wiër giëb`m!“

Es ist ein altes Gesetz der Heiler, dass sie nicht den Tod verkünden dürfen, auch wenn sie ihn zu sehen glauben. Karoline verstieß einmal gegen dies eherner Gesetz und irrte prompt. Günter Roß berichtete über den ehemaligen Rektor an der Grundschule Wehberg, Heinz Döll, der im April 2009 84 Jahre alt wurde, Folgendes: „Die Mutter war mit Heinz Döll bei Karoline Grüber, als er noch nicht ganz zwei Jahre alt und sehr schwach war. Als die Heilerin das Kind sah, sagte sie der Mutter: «Iëck maut di dat leider seggen, dä Kleine wett nit aolt. Laot `t noch twäi, drei Jaohre sin, ower dä Junge wett nit aolt!» – Im wahrsten Sinne des Wortes ein «schöner Irrtum»!

Heike Rost erzählte am 23. April 2009 in Lüdenscheid: „Der kleine Werner (gestorben mit 92 Jahren) aus Halver hatte ein Loch mitten auf dem Kopf. Es wollte einfach nicht zuheilen. Der Arzt war inzwischen ratlos und wusste sich keine andere Hilfe mehr, als den Jungen zu Karoline Grüber zu schicken. Wenn noch jemand helfen könne, dann sei sie es, sagte er der bekümmerten Mutter. Klein-Werner (damals um 1919 ca. 5 Jahre alt) trat nun mit seiner Mutter den mühsamen Weg nach Lüdenscheid an. In der Werdohler Straße angekommen, warteten schon etliche Leute auf Kaline. Wartezimmer, Küche, Wohnzimmer und Behandlungsraum mit Bett waren eins.

Dann kam Kaline aus dem Garten mit einigen Kräutern zu Heilzwecken. Sie putzte sich die Hände an der Gartenschürze ab und fragte, wer denn der Erste in der Wartereihe sei. Ein Mann meldete sich. Sie sieht sich aber um und fragt: «Becken es dann dat Jüngesken dao?» Jemand antwortet: «Der kam aber zuletzt.» Darauf sie: «Dat es mi egal; dai kömmt at aiërster drän.» Dann holte sie einen Karton unterm Bett hervor, holte einen Apfel heraus, gab ihn dem Kind und sagte der Mutter: «Dat Jüngeskes brüket Obes', dat et tau Kräften kümmet!»

Aus einem zweiten Karton nahm sie darauf einen Kohlkopf, legte einige Blätter über das Loch im Kopf und einen warmen Grütbeutel darüber. Das sollte einige Tage beibehalten werden. Als man das «Pflaster» entfernte, hing ein ganzer «Plack» Eiter daran. – Das Wundloch aber heilte danach alsbald zu.“

Elvira Plate berichtete am 23. April 2009: „Ein Lüdenscheider Kind aus der Bekanntschaft meiner Eltern hatte vor fast 100 Jahren einmal eine Art Warze unterm Fuß, so dass das Laufen Schmerzen bereitete. Man ging zur Heilerin. Die nahm lediglich den Fuß in die Hand und «be-handelte» ihn mit wenigen Bewegungen. Danach konnte das Kind ohne Schmerzen beim Auftreten nach Hause gehen. Das Übel verschwand.“

Klaus Weigel teilte am 23. April 2009 mit, dass seine Mutter, deren Eltern in jener Zeit in der Werdohler Straße 84 wohnten, mit einer verkrümmten Wirbelsäule (Skoliose) geboren sei. Die Großeltern wären zu Frau Grüber gegangen, die das Kind monatlang mit Massagen und Wickeltechnik behandelte, so dass die Mutter später eine gerade Wirbelsäule gehabt habe.

Herr Krause (* 1930) erzählte, er habe mit den Eltern im Hause Pleuger, Werdohler Straße, gewohnt. Dabei habe er mitbekommen, dass der Vater der Frau Kemper, geb. Klein (* 1934) nach Anfassen einer bestimmten Pflanze ein Ekzem an den Händen gehabt habe, das kein Arzt beseitigen konnte. Frau Grüber schließlich hätte es mit Zuckerwasser übergossen und dadurch zum Verschwinden gebracht.

Frau Seifert berichtete, dass ihre Mutter in der Jugend als Mädchen irgendwie seelisch krank gewesen sei. Auch die Großmutter habe sich nicht so gut gefühlt. Karoline habe Folgendes gesagt: „Schick se nao de Arbëit, dat es guët daofüör. Ower Di (Oma) kann eck nit helfen. Gaoh no Dr. Thomä! (dem Frauenarzt)“. Das habe die Oma leider nicht getan. Einige Jahre später sei sie an Unterleibskrebs verstorben.

Bauer Heutelbeck in der Dönne hatte beim Melken der Kuh sich so ungeschickt angestellt, dass die Kuh austrat und ihn am Bein erwischte. Vor Wut trat Heutelbeck der Kuh in den Hintern und verrenkte sich den Fuß. Er musste also zum Einrenken zur Heilerin. Er traute sich jedoch nicht, die Wahrheit zu sagen, und erzählte etwas vom Unfall beim Mähen am schrägen Ufer. Die Grübersche hörte sich das an, renkte den Fuß ein und sagte dann ganz trocken: „Kür mi keinen Düllen am Kopp. Dou hiäs dä Kauh im Äse triën!“

Eine merkwürdige Geschichte, wohl eine erfundene Anekdote, ist die folgende: Eine Frau kam zu Karoline, um ihr Leid zu klagen, da ihr Mann Alkoholiker sei und vor allem an Lohntagen ohne Geld, aber dafür spät und sturzbetrunken nach Hause käme. Ob sie nicht ein Mittel hätte, ihm das Trinken auszutreiben. Kaline darauf: „Dou mouss en Huhn schlach`en, dann dau dä Ingeweihe inne Schüettel un wänn dîn Kärl im Berre liët, dann dau iähm dä Schüettel met däm Gekröse vüört Berre. Sass' mao saihn!“

Die Frau schlachtet das Huhn, sammelt die Innereien und wartet am Lohntag ab. Der Mann kommt wie erwartet sinnlos betrunken nach Haus, wird mit Mühe und Not zu Bett gebracht und muss sich plötzlich übergeben. Die Frau rennt los und setzt die Schüssel ans Bett. Der Mann übergibt sich und schreit los: „Frau, Frau kiek maol, eck goh daut, eck hewwe Blaut und Organe ütкотzet!“

Ob er je noch getrunken hat, wird nicht berichtet.

Friedel Akkermans berichtete vor Jahren in einer Fölok-Sendung bei Radio MK folgende zwei Geschichten:

a) Das Mädchen Elli musste, als es 10 Jahre alt war, sich jeden Morgen erbrechen. Die Eltern waren verzweifelt, denn das Kind magerte ab, sah krank aus, und kein Arzt wusste einen Rat. Da gingen sie endlich zu Karoline Grüber. Die sagte ihnen nach kurzem Bedenken: „Wann dä Däiërne widder Salaot iätten maut, werdd se keine twelf Jaohre old. Dai maut lärften, Bauhnen un Linsen iätten (Hülsenfrüchte also).“ Schon nach den ersten Tagen mit Linsensuppen ging es dem Mädchen besser.

b) Der Bruder von «Klärchen» hatte oft Leibschmerzen. Keiner wusste Rat; aber Kaline diagnostizierte ei-

nen Mangel an Magensäure. „Lao' ne grain' Obes' un Stiäkelbeeren un sisouwat iätten, dat batt.“ In der Tat ging es ihm ab da besser.

Karl Adolf Viebahn aus Oberbremecke, Kierspe, schrieb 2007 nach einem plattdeutschen Nachmittag im Hof Wippekühl, Schalksmühle: „Nu was dei Rede van einer Frau, dei ouck medizinische Fähigkeiten harre, owwere keine Hexerigge, un dat was Grübers Kaline in Lünsche. Frögger, at vi noch selwer botterten, fouhere mine Mouder jede Wiäcke met Botter no Lünsche. Et harr dao gurre Kundschoop, wil mine Mama in Lünsche geboaren was. Un diarümme fouhere iat met deäm Tüge²⁵ van Vualme no Lünsche un brachte diän Lügen selwers gekeiërnte Botter in `t Hus. Miëck nahm sei woalens met. Vi göngen üöwer de Mark un Hiärleküsen no Vualme nom Bahnhoaff. In Lünsche kreigen vi bi Mariechen Stöbener Koffäi. Iëck saggte: «Tante Mariechen, iëck hewwe noch kein Liëppelken». Dat gefoll iär. At vi dann derlanges wären, kreigen vi bi «Opa Lüdenscheid» Middagiätten. Nomiddags genk Mamma met mi noch nao Tietz un Alsberg taum koupen. Van dao üt trock sei met mi düör de Stadt in de Kluse im Worth, in de Werdouhler Straote. Dao woahnere Karoline Grüber. Mamma saggte: «Dä Junge es op de Hand `efallen». «Iëck well dat Jüngelken woal kurëiër». Un sei dār mi `n breit Plaoster üm dat Handgelenk. Un dann saggte se noch tau mine Mouder: «Sette diän Jungen in diän Gaoren unger einen greunen Kaspertenstrük,²⁶ dat hei dei Kasperten iët'. Dann süht hei ouck blätter üt».

Et wouere saggt, dat Grübers Kaline ein Haor düör en Tidungsblatt feuhlen kann. Sei es 1940 `estuorwen, owwer nü vergiätten.“ Diese Sätze wurden am 23. April 2009 von vielen Anwesenden beim Vortrag über Karoline Grüber im Geschichtlichen Forum in Lüdenscheid bestätigt.

Karolines Heilmittel

Das o. g. Beispiel bezeugt, dass Karoline Grüber neben Tees aus der Natur, gekochten Suden aus Pflanzen und Pflanzenkompressen auch vitaminhaltige Früchte als Heilmittel einsetzte. Bei «offenen Beinen» legte sie Kohlblätter auf. Welche Lüdenscheider Apotheken welche Heilmittel, die sie empfahl, bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts noch führten, ist heute wegen des Generationswechsels nur noch bedingt feststellbar. Vermutlich war die Apotheke von Dr. Rolf Knauer sen. in der Kluse, die vom jetzigen Großvater gegründet wurde, schon wegen der fußläufigen Entfernung von 3 - 5 Minuten die erste, die Rezepte von Karoline gegen Hautekzeme oder Rheuma kannte bzw. die Heilmittel vertrieb.

Frau Tusch bestätigte am 21. März 2008, dass die Knauersche Apotheke wie die Hirsch-Apotheke, Knapper Straße 25, diverse Salben nach der Empfehlung von Frau Grüber führten. Desgleichen führte die Adler-Apotheke, Wilhelmstraße 44, zur Zeit von Albert Niemöller die Tropfen, Heilcremes und andere Mittelchen der Heilerin. Dort gab es auch Kalines «Liniment» mit oder ohne Johanniskrautöl. In der Apotheke Am Kulturhaus konnte sich Apotheker Dieter Brückner am 15. Juni 2007 genau an die «Einreibung nach Kaline Grüber» erinnern und schrieb folgendes Rezept auf:

Zu gleichen Teilen mische man die folgenden Ingredienzen:

Oleum hyperici,

Oleum Hyoscyami,

Spiritus camphoratus,

Linimentum ammoniato-camphoratum.²⁷

²⁵ Met de Iserbahne

²⁶ Stachelbeerstrauch mit noch grünen Stachelbeeren

²⁷ Das Rezept sei allerdings schon im letzten Jahrzehnt nicht mehr verlangt bzw. zusammengestellt worden. Die freundliche Übermittlung des Rezeptes verdanke ich dem Lüdenscheider Facharzt Dr. med. Elmar Halbach.

a) Johanniskrautöl hilft bei der Behandlung von Traumata, bei Muskelverspannungen, Krampfaderbeschwerden oder Verbrennungen. Man macht dann Wundverbände (z. B. bei Ulcus Cruris).

b) Bilsenkrautöl wirkt beruhigend und entspannend. Man nimmt es gern bei Lymphödemen oder zur Schmerzstillung bei Rheuma oder Nervenschmerzen. Hexen nahmen Bilsenkrautessenzen, um Halluzinationen zu bekommen.

c) Kampferspiritus erzeugt z. B. bei Muskelrheumatismus lokale Wärme.

d) Hautreizend bei örtlicher Entzündung, harntreibend.

Eine Variante von a) scheint der Zusatz von Oleum terebinthinae rectificatum gewesen zu sein, ein Terpentinöl, das als Sekretionshemmer bei Bronchitis und Akne Linderung verschafft. Dieses Mittel wurde in den 50er und 60er Jahren vor allem in Flaschen zu 100 oder 200 Gramm verkauft, die dann 6 bzw. 9 DM kosteten. Nach einem halben Jahr wurde die Behandlung gewöhnlich wiederholt. Zur Erläuterung des sogenannten Grüberischen Liniments (d) sei festgehalten, dass «Linimente» solche zum äußeren Gebrauch bestimmte flüssige, feste oder (wie hier) gleichmäßige Mischungen sind, die Seife oder Seife und Fette oder Öle bzw. ähnliche Stoffe enthalten. Das Liniment der Einreibung ad d) wird auch als «Flüchtiges Kampferliniment» bezeichnet. Es ist weiß, dickflüssig und riecht stark nach Ammoniak und Kampfer. Es darf sich beim Aufbewahren nicht in Schichten sondern. Es besteht aus folgenden Teilen: 5 Teile zerriebener Kampfer, 55 Teile Erdnussöl, 18 Teile Rhizinusöl, 22 Teile Ammoniakflüssigkeit, 0,1 Teile Medizinische Seife.

Dabei werden der Kampfer und die Öle in einer verschlossenen Flasche unter wiederholtem Umschütteln gelinde erwärmt, bis der Kampfer gelöst ist. Die Lösung wird dann mit der Ammoniakflüssigkeit kräftig geschüttelt, bis Linimentbildung eingetreten ist. Nach ein- bis zweistündigem Stehen wird die medizinische Seife zugesetzt und nochmals kräftig durchgeschüttelt. Kampfer ist ein zyklisches Keton, in Alkohol löslich (10%ige Lösung), das aus dem Baum *Cinnamomum camphora* in China, Formosa oder Japan gewonnen wird.

Zum Oleum hyperici a) sei gesagt, dass das Öl aus der Johanniskrautpflanze = *Hypericum perforatum* L. gewonnen wird.²⁸ Das Öl unter b) wird aus der Giftpflanze des Schwarzen Bilsenkrauts²⁹ gewonnen, und zwar durch Behandlung der frischen Blätter mit heißem, fettem Öl, das dann als grünes Bilsenkrautöl zum Einreiben geeignet ist.

Unter c) Spiritus camphoratus³⁰ versteht man die weiße durchscheinende Masse des zyklischen Ketons Campher aus dem Holz des Kampferbaums (*cinnamomum camphora*) in Spiritus (Alkohol) gelöst.

Die Variante mit Oleum terebinthinae bezeichnet das Öl der Sumachgewächse, der äußerst artenreichen *Anacardiaceae*, zu denen auch die Pistazien zählen. Das Oleum terebinthinae rectificatum stammt aus der *Pinus*art der französischen Seestrandkiefer und existiert ähnlich als Venetianerterpentin aus Lärchen.

Das von Karoline Grüber verschriebene Einreibemittel ist in ähnlicher Zusammensetzung früher sowohl in Halver, Hubertusapotheke, als auch in Breckerfeld, Karnap-Apotheke seit 1795, und in anderen Orten als «Bergmannsche Einreibung» etc. vertrieben worden. Auch die Heilerin von Boßel verschrieb eine ähnliche Variante.

Am 3. Mai 2009 teilte Ernst-Otto Brucke ein bisher nicht bekanntes Heilmittel der «Grüberschen» mit: die «Schwatte Salwe». Brucke schrieb: „In meiner Jugendzeit lebte ich zusammen mit meinen Eltern und den Großeltern mütterlicherseits in der Feldstraße, einer Parallelstraße zur Kluser Straße, wo heute noch der Apotheker Knauer die Leute mit Medikamenten versorgt. Meine Großmutter kannte Kaline sehr gut und schickte mich, als ich so ungefähr 8 Jahre alt war, häufig zu Frau Grüber. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten Besuch in der Werdohler Straße, wo ich ein Hausmittel gegen Entzündungen, Furunkel usw., die sogenannte «Schwatte Salbe», holen sollte. Nach meiner Ankunft wurde ich zunächst ausgefragt. «Wo



Abb. 3: Das Wohnhaus Werdohler Straße 143 heute, nach Veränderung und Renovierung.

Foto: Sigrid Claus sen., Januar 2008

küsse her?» «Von der Kluse.», antwortete ich. «Bekke schicket dieck?» «Meine Oma.» «Bü het dat?» «Schulte.» «Alle Lüh in Lünsche het Schulte! Ut welchem Hüsa küemet se?» «Von Kurz auf der Kluse.» «Jou, die kenne ick! Is dat Emma oder Ida?» «Emma», sagte ich schüchtern. «Bat wilsse?» «Ich soll schwarze Salbe holen.» Da ging sie behände an den Schrank und holte eine wohl handgerollte wurstartige Stange heraus, die in Pergamentpapier (sog. Butterbrotpapier) eingepackt war. Sie sagte dabei: «Dat is kein Lakritz, dat kanste nit äeten!» Ich nickte brav und gab mein 1-Mark-Stück ab. «Dat is tou viël, du kriegs noch wat torügge. Du darfs aber keine Klümpkes davan koupen, dat mausse diene Oma torügge giëven, dat hiät dat auck nit so dicke.» Sie drückte mir noch ein «Rahmklümpken», in Butterbrotpapier eingewickelt, in die Hand. Ich bedankte mich und trollte nach Hause. Dort packte meine Großmutter die Rolle aus, schnitt ein dünnes Stück davon ab, legte dieses auf einen alten Löffel, den sie auf der Herdplatte erwärmte, bis die Paste flüssig wurde. Dann wurde mein Großvater gerufen, eines Großmutter nahm eine Wickel und schnitt ein Stück davon ab, faltete das und strich die Paste darauf. Dann klebte sie das auf eine Schwäre an Opas Hals. (Übrigens, wir sagten immer «Schwehre», die Schreibart «Schwäre» fand ich erst im Duden.) Mein Großvater murkte etwas nach dieser Behandlung: «Dat Tüg was wahne wahme»; aber nach wenigen Tagen war er die lästige Entzündung los. Ich habe mit dem heutigen Apotheker auf der Kluse, Herrn Dr. Hans-Peter Knauer, der ja auch noch einige Mittel von Kaline Grüber im Angebot hat, über die Rezeptur dieser «Schwatten Salbe» gesprochen. Er meinte, das müsse wohl ein Vorgänger der heute noch angebotenen Salbe «IchtioI» sein.“

Im Schreiben vom 16. März 1983 hat vermutlich der Apotheker Heinrich Siever an Dieter Saal geschrieben: „Frau Grüber war als «Knochenflickerin» bekannt. Sie half aber auch bei anderen Krankheiten und Unpässlichkeiten. In den vor dem Zweiten Weltkrieg schon bestehenden Apotheken sind zwei Rezepturen einer

Einreibung nach Karoline bekannt.³¹ Diese Einreibungen aber gehen mit Sicherheit nicht auf Frau Grüber zurück, weil sie in gleicher oder ähnlicher Art bereits in älteren Arznei- oder Kräuterbüchern zu finden waren.“

Man muss das Rad nicht ständig neu erfinden! Die Kunst der Karoline Grüber bestand wohl eher in der Kenntnis tradierter Heilmittel, vor allem aus der Natur, und darüber hinaus in einer äußerst seltenen Feinfühligkeit, die sie befähigte, aus der Kenntnis des menschlichen Körperbaus heraus die Schäden im Wege der Chiropraktik und anderer Methoden zu beseitigen. In der Diagnostik von Krankheitsbildern erfahren, heilte sie auch mit Einsatz psychologischer und metaphysischer Energien. Inwieweit die Gerüchte von der Nutzung weißer oder schwarzer Magie zutreffen – besorgte Eltern pflegten stets ihre Kinder zu ermahnen, von Kaline fernzubleiben – müssen wir in der Schwebe lassen. Es ist im Nachhinein nicht mehr beurteilbar. Eines ist jedoch sicher, nämlich das Wort des alten Schulmeisters aus dem Ende von Storms «Der Schimmelreiter»: „... einen tüchtigen Kerl, nur weil er uns um Kopfeslänge überwachsen war, zum Spuk und Nachtgespenst zu machen – das geht noch alle Tage.“³²

28 Heute wird das Oleum Hyperici aus Olivenöl hergestellt, indem man in das Öl eine gute Portion von frischen Johanniskrautblättern gibt und die soweit gefüllte Flasche in die Sonne stellt. Das ätherische Öl wandert dann von den Blättern in das fette Öl und verändert unter Einwirkung des Sonnenlichtes seine Farbe von grün nach leuchtend rot oder orange. Wenn man die Blätter des Johanniskrauts ins Licht hält, sieht man deutlich punktiert verteilt die gesamte Blattspreite mit diesen winzigen „Özellen“.

29 Griechische Übersetzung „Schweinebohne“, auch Dullkraut genannt, ein giftiges Nachtschattengewächs. Trotz des Eindringens in Ober- und Unterhaut ist keine gefährliche Resorption bei diesem Gift (Halluzinogen) zu befürchten.

30 Spiritus camphoratus ist ein etwas „verdünnter“ Spiritus – fast immer 70%ig -, weil sonst Kampfer nur wenig löslich wäre.

31 Als Wund- und Heilsalbe scheint sie eine Komposition mit Beinwell, Johannis- oder Zinnkraut, Spitzwegerich und Arnika oder Ringelblume bevorzugt zu haben.

32 „Kerl“ wäre durch „Frau“ und „Spuk“ etc. durch „Teufelsbündnerin und Hexe“ zu ersetzen.



Wir laden ein: zum Geschichtlichen Forum

Die Vorträge mit anschließender Diskussion finden donnerstags, 14tägig, von 17:30 Uhr bis 19:00 Uhr im Saal der Stadtbücherei am Graf-Engelbert-Platz statt. Jeder Vortrag ist in sich abgeschlossen. Der Eintritt ist frei.

20. Mai: Prof. Dr. Gerhard E. Sollbach, Dortmund "Kinder-Soldaten. Luftwaffenhelfereinsatz im Zweiten Weltkrieg"

17. Juni: Hartmut Waldminghaus, Lüdenscheid ">Blühe deutsches Vaterland<. Der Tag der Einheit in Lüdenscheid in den Jahren nach dem 17. Juni 1953"

zur Exkursion „AufRuhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen“

Unsere Tagesfahrt am Samstag, 12. Juni 2010, führt zur großen Erlebnisausstellung im LWL-Museum für Archäologie in Herne. Von einem historischen Kriminalfall, der im Jahr 1225 das Reich erschütterte, bis hin zur letzten großen Ritterschlacht zeigt die Ausstellung das mittelalterliche Leben in unserem Raum. Wir werden erfahren, wie Mord und Fehde, Kleinkrieg und Machtstreben, Raubritter und Edelmänner unsere Region im 13. Jahrhundert prägten. Eigens anlässlich der Ausstellung wurde eine Turmhügelburg errichtet. Über 25 Meter hoch, komplett begehbar und original hergerichtet, erwartet uns der ungewöhnliche Holzbau. Drei Ausstellungshallen, spannende Inszenierungen, über 1000 Originalobjekte, kostbare Exponate von Weltrang und viele Nachbildungen zum Anfassen und Ausprobieren machen diese Ausstellung zu einem der Höhepunkte der Kulturhauptstadt Europas Ruhr.2010.

Außer der Führung durch die Ausstellung „AufRuhr 1225!“ ist ein Besuch von Schloss Burg an der Wupper geplant einschließlich Führung durch die Sonderausstellung „Die Grafen von Berg 1101 – 1225“. Die Grafen von Altena, später von der Mark, entstammen dem Geschlecht der Grafen von Berg. Diesen Grafen von Berg verdankt Schloss Burg seine Entstehung. Das Archäologie-Museum in Herne und Schloss Burg kooperieren miteinander, so dass zwischen beiden Ausstellungen ein enger inhaltlicher und thematischer Zusammenhang besteht.

Abfahrt 8.30 Uhr vom Bahnhofsvorplatz Lüdenscheid. Die Leitung der Exkursion übernimmt Dieter Lohmann. Der Teilnehmerbeitrag für Bus, Eintritt und Führungen beträgt 29,-- € pro Person. Auskunft und Anmeldungen bei der Geschäftsstelle des Geschichts- und Heimatvereins.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
Herausgeber: Geschichts- und Heimatverein Lüdenscheid e.V.
Alte Rathausstraße 3, 58511 Lüdenscheid, Telefon 02351/17-1645
www.ghv-luedenscheid.de
Schriftleiter: Hartmut Waldminghaus
Druck: Märkischer Zeitungsverlag GmbH & Co. KG